

(Nachdruck verboten.)

21]

## Tobelvolk.

Eine Dorfgeschichte von Paul Flg.

Das war nun geschehen. Das schon sehr weit gediehene Paar bewohnte die drei Borderräume des oberen Stocks: eine hübsche Stube, die gemeinsame Kammer und ein „Studierzimmer“, wo Heinrich, dem Kinderlärm entrückt, ungestört arbeiten konnte.

In drei Tagen schon sollte die Hochzeit still, nur nach gefälligem Brauch begangen werden. Es war ja auch wirklich mehr als hohe Zeit. Mareis Niederkunft konnte schon in wenigen Wochen eintreten.

Heinrich sah eben dem aufziehenden Naturereignis zu. Er spürte Lust, sein in der Hitze ohnehin nicht ergiebiges Studium zu beschließen, den Rest des Tages mit der Angelrute zuzubringen. Am Wasser verlebte er jetzt seine schönsten Stunden. Ob er dann fischte oder nur faul am Rande lag — gleichviel, es war ihm unaussprechlich wohl dabei, so, als dürfe er sich endlich einmal von Grund auf ausruhen von den Schrecknissen und Demütigungen der letzten Woche, von den verzwickten, unsicheren, bettelarmen Jugendläufen. Glücke ihm gar ein guter Fang, so freute er sich darüber wie ein Kind, das zum erstenmal einen Fisch an der Angel zappeln sieht, und wenn er mit der Beute nach Hause kam, war er noch stolz auf sein einfältiges Tagewerk. Marei hütete sich wohl, ihn Mergel und Kummer über die mit solchen Flausen vertödelte Zeit merken zu lassen. Sie ahnte, daß sein menschen Scheues Faulenzertum die eigentliche Quelle der Eintracht war, die seit Wochen zwischen ihnen herrschte. Und deshalb wies sie ihm selbst den Weg ins Schlaraffenland.

„Du siehst mir zu elend aus, Schatz! Du brauchst jetzt viel, viel Ruh' und Erholung. Tummle Dich, wie Dir's gefällt. Was willst Du Dir Sorgen machen? Haben wir hier nicht alles Nötige? Erst wenn Dich einmal so recht die Lust ankommt, darfst Du mir wieder schreiben. Dann wird's auch mehr einbringen!“ pflegte sie ihm zuzureden, wenn er in irgend ein gefährliches Brüten geriet.

Sie hatte kaum bemerkt, wohin jetzt seine Blicke zielten, als sie ihn schon darauf ansprach: „Du, mir scheint, es ist heut gutes Fischwetter. Versuch's doch! Ich hätt' auch gern wieder so ein paar fetter Kreber in der Pfanne!“

Er hatte auf ihren Zuspruch gewartet, tat nun aber dennoch, wie wenn es ihn Ueberwindung koste, weil er zuweilen vor ihrer hausmütterlichen Regsamkeit erröten mußte.

„Eigentlich — ich weiß nicht — ich bin da grad so schön im Zug“ —

„Ach bitte, tu mir doch den Gefallen! Du weißt ja, wie gern ich Fische esse, und wie gesund sie jetzt für mich sind!“ Somit stand er befriedigt auf und suchte sein Zeug hervor. Eine Weile vergnügte er sich noch damit, die Hühner zu necken, indem er die Angel mit einem Klümpchen Brot versah, sie nach ihnen auswarf und schnell zurückzoppte, wenn eins danach pickte. Die Kinder freischten dazu und klatschten in die Hände.

„Soll ich Dir den Wettermantel und den alten Schlapphut herunterholen?“ Sie fragte, trotzdem sie wußte, daß er ihr diesen Gang gern ersparte. Statt einer Antwort sprang Heinrich mit einem Satz an ihr vorbei und kam im Nu wieder angezogen zurück.

„Aber erst mußt Du Dich noch einmal zu mir sehen, gelt! Nur ein paar Minuten!“ bat sie dann im Schmeichelton mit ihren Furcht, Liebe, Bewunderung spendenden, ausdrucksvollen Nachtgaugen. Sie rückte an die Wand; er ließ sich gutmütig neben ihr nieder, wie es nun schon lang seine Art war: mit einem gewissen melancholischen Schickdichdrein, als trage er recht schwer an ihrer Demut und Anhänglichkeit.

„In drei Tagen“ — Marei legte einen Arm um seinen Hals und beugte sich vor, ihm zwei echte Glückstränen zu zweien.

„Seißt das — wenn nichts dazwischen kommt!“ meinte er geklommen, schier zerknirscht. Er dachte jetzt immer so: „Sätt' ich's nur erst hinter mir!“ Seit dem Aufgebot war es ihm, als sei er der Hanswurst in allen Stuben. Auf hundert

Schritte wich er jedem Menschen aus. Von seinen Bekannten hatte er seit Monaten keinen mehr gesehen. Die zum Angeln geeigneten Stellen im Nied konnte er auf Schleichwegen erreichen, im Wald war er vor peinlichen Begegnungen erst recht sicher, und zu Haus traf er höchstens einmal den Postboten oder eine alte Klatschbabe der Nachbarschaft an. Diese Weltflucht geschah jedoch nicht aus Menschenhaß und Verachtung, sondern meist im Gefühl der eigenen Erbärmlichkeit, die sich umsonst hinter christlichen Motiven zu verbergen strebte. Im Grunde mußte er sich doch sagen, er habe zu früh die Waffen gestreckt. Das gemeine Behagen, zu dem ihm die Nächsten verhasst, konnte er nicht zu einem Naturevangelium erheben, obgleich er in solchen Schwärmerien Rettung suchte. Auch die Umgebung kam ihm darin entgegen. Seine Launen wurden mit größter Willfährigkeit wie die eines Kranken ertragen, die kleinen Alltagswünsche las man ihm von den Augen ab; er brauchte sich kaum zu rühren, weil alle Hände ihm dienen wollten.

„Meinst Du etwa wegen der Geburt?“ fragte Marei leise zurück. „Ach, da sei Du nur ganz ruhig. Vor drei, vier Wochen wird wohl nichts geschehen. Aber kannst Du Dir denn gar nicht vorstellen, wie froh ich darüber bin, daß unser Kind jetzt doch noch einen ehrlichen Namen bekommt? Der Vater hat es anfangs nicht glauben wollen. Der hat in diesen Tagen — sagt die Mutter — schon manchmal verstoßen geplarrt vor Freud'. Siehst Du, uns alle hast Du wieder froh gemacht, Heiril! Ich kann Dir nicht sagen, wie! Und, nicht wahr, Du bereuust es nicht? Oder?“ Er hatte mit seinen Gedanken wieder einmal die bevorstehenden Ereignisse überflügelt. Vorahnend erblickte er jetzt das schadenfrohe, feiste Gesicht des Vorstehers und Standesbeamten in dem Moment, wo er als Bräutigam mit der hochschwangeren Braut am Arm zur Trauung erschien. In seinem ganzen Leben, so reich an Erniedrigungen, fand Heinrich keine, die solche Pein und Scham erweckte als dieser Gang, zu dem sich sonst nur die glücklichsten Menschen rüsten. Gab es davor wirklich keine Rettung mehr? Ruhte er am helllichten Tage von Marei und den verpflichteten Trauzeugen gleich einem Opfertier durchs Dorf geführt werden, sich spießen lassen von höhnischen Blicken, lächelnden Mienen?

„Ueber was denkst Du nach? Du sagst je kein Wort? Ist Dir etwas nicht recht?“ forschte sie weiter, und in der Angst klammerte sie sich noch mehr an ihn fest, so daß er sich nur mit roher Gewalt hätte freimachen können. Ungehindert zog sie seinen Kopf an ihre heftig pochende Brust und lehnte sich rücklings an die Mauer. So saßen sie in stummer, schmerzlicher Umarmung, Marei, gewürgt von der alten Furcht vor einer Sinnesänderung, die sie ins graueste Elend zurückwarf, Heinrich, gemartert von Zweifeln der Pflicht und Schuld, die seine Regungen der Scham und Freiheitsliebe nicht aufkommen ließen.

Inzwischen hatten die hängenden Wolken den ganzen Himmel bedeckt, die Landschaft lag verdunkelt da, Windschauer rührten die Blätter, die Blicke blendeten, und des Donners Gewalt erschütterte bereits alle bangen Gehirne. Aus dem Saal kam Jörgs Frau gelaufen, die Kinder unter Dach zu schaffen. Auch die Hühner schlüpfen gemacht in den Stall, obwohl noch kein Tropfen gefallen war. Marei beruhigte sich zuerst. Aber sie harrete noch still, bis er von selbst aus seiner Apathie erwachte. Dann beschrieb sie mit der Linken einen Halbkreis, um ihn auf andere Gedanken zu bringen.

„Wir haben es doch so gemütlich da oben, findest Du nicht auch? Unser Haus ist das schönste im Tobel, keins hat so eine schöne Aussicht. Und drinnen ist es jetzt doch auch nett und sauber. Können wir nicht zufrieden und glücklich sein?“

Das Bild der aufgeregten Natur erfüllte auch ihn aufs neue mit der Gewißheit einer warmen Zuflucht und Häuslichkeit. Gerührt stützte er die Gefährtin beim Aufstehen und ließ es sich nicht nehmen, ihr den Scarfen Stidware zu tragen. In ihrem Gang war nichts von der wiegenden Schläffheit naher Mutterschaft, sie schien sich noch so leicht und frei wie je zu bewegen. Sogar die steile, dunkle Stiege erklimmte sie ohne Seufzen, und nur ein blaßes Lächeln verriet, als sie oben stand, die gebaute große Anstrengung.

„Immer noch bin ich versucht, dahinein zu gehen!“ sagte

sie schwach, auf ihre vormalige Zimmertür deutend. Heinrich sah jedoch, daß sie wankte, und sprang schnell, Schlimmes fürchtend, hinzu. An seine Schulter gelehnt, mit einem beneidenden, schalkischen Augenwinken, trat sie in ihre neue Stube.

„So leg' Dich jetzt hin! Heute rührst Du mir keinen Faden mehr an, verstanden!“ gebot er rechtschaffen besorgt und geleitete sie weiter bis zum Bett, darauf sich ihre Müdigkeit endlich mit einem ungeheuchelten Stöhnen Luft machte. Er selbst befreite sie von dem lästigen Zwang der Kleider.

„Keine Angst! Es hat sich bloß geregt!“ vertraute sie ihm selig an, und da er hierzu ein ziemlich dummes Gesicht machte, sprach sie noch ein gar ergreifendes, rätselhaftes Wort: „Du kannst jetzt kein kleines, liebes Herzchen hören, wenn Du willst. Hier — wo meine Hand ist!“ worauf er bebend, neugierig sein Ohr an ihren heißen, schwellenden Leib drückte und in Wahrheit ein leises, feines Pochen vernahm. O Himmel, was war denn das! Innig, selbstvergessen verfenkte er sich in dieses Mysterium der Liebe, ja, vor lauter Andacht und Zuneigung küßte er die Stelle, die ihm das Geheimnis eines neuen Lebens verraten hatte. Dies war und blieb der höchste Triumph ihres Herzens. Die Ahnung, er werde noch einmal reuig vor ihrer Mütterlichkeit knien, hatte sie nicht betrogen.

„Ich will ja zufrieden sein, wenn nur alles gut abläuft!“ sagte er dann völlig veröhnt, eingedenk aller guten Wandlungen, deren sie mächtig war. Was bedeuteten denn seine Nöte im Vergleich zu denen, die ihr bevorstanden? Und überdies — strengte sie nicht stündlich jeden Nerv zu seinem Wohle an, als existierten für sie keine Freuden mehr, die nicht den Ursprung in seiner Seele hatten? Konnte sich seine Eitelkeit nicht genug tun an ihrer einfältigen Demut und anbetenden Hingabe? Es war nicht wohl möglich, daß eine wissende, vollverstehende Liebe, eine solche, die vor allem dem Künstler galt, tiefer fürchte als die des armen, verschmähten — nun aber dankbarlich treuen Mädchens. Was hatte er noch zu befürchten, wenn erst einmal die wohlthätige Zeit Schleier des Vergessens sinken ließ auf Schmach und Schande, die sich ihre Seelen selbst antun mußten?

(Fortsetzung folgt.)

## Zionismus.

Ein Teil des heutigen Judentums ist von heftigen inneren Kämpfen erfüllt. Dem Augenstehenden am interessantesten ist der Kampf um den sogenannten Zionismus. Er wird ausgefochten zwischen den Zionisten, die uns gleich beschäftigen werden, und den Reformjuden, die in der allmählichen Assimilation (Anpassung) und Rationalisierung der einzelnen jüdischen Staatsbestandteile in Europa ihr Ideal sehen. Dieses aufklärerisch gestimmte Reformjudentum ist ein Erzeugnis der großen aufklärerischen Bewegung des 18. Jahrhunderts, die in Moses Mendelssohn, dem Freunde Lessings, ihr geistiges Haupt hatte. Zu diesen Reformjuden gehört auch eine Anzahl von intelligenten Köpfen, die in der „Vaterlandslosigkeit“, dem Kosmopolitismus, den die andern beklagen, eben den Vorzug oder, wie sie es nennen, die historische „Mission“ des Judenvolkes erblicken. Der Zionismus ist eine völlig innerjüdische Bewegung. Auch der Kampf gegen ihn wird lediglich von Juden geführt. So kommt es, daß wir Nichtjuden entweder gar nichts oder nur ein paar bage Allgemeinheiten über ihn wissen.

Der Zionismus ist nicht eine religiöse, sondern eine nationalpolitische Bewegung. Wir müssen ihn schon als ein Glied der politischen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts aufzufassen suchen. Und da gehört er zweifellos unter die nationalpolitischen Ideologien, die in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts alle Völker ergriffen haben. Auch der Antisemitismus ist nur in diesem Zusammenhange zu verstehen. Die Antisemiten sind bekanntlich die turbulentesten Vertreter des nationalpolitischen Gedankens. Ebenso stellen sich die Zionisten, die eigentlich erst im Kampfe und in der Abwehr gegen den Antisemitismus das geworden sind, was sie heute darstellen, für einen vorurteilslosen Blick als die geistigen Brüder der Rationalitätsfanatiker des 19. Jahrhunderts dar. Sie haben zwar in mannigfacher Weise versucht, dieses ihr trag nationalpolitische Ideal wirtschaftlich zu begründen und moralisch zu feiern. Sie haben dabei viel Opfermut und nicht wenig Scharfsinn bewiesen. Aber das ändert an der Tatsache nichts, daß ihre Politik auf einer Ideologie und zwar, was die Hauptsache ist, auf einer teils im Sterben begriffenen, teils schon überwundenen Ideologie beruht.

Was will der Zionismus? Er will die Juden aus den einzelnen Staaten auswandern und insgesamt in einem anderen Lande, womöglich Palästina, sich ansiedeln lassen. Sehen wir zu, was er sich darunter vorstellt. Denn so sehr wir immer das nationalpolitische Element dieser ganzen Bewegung verurteilen mögen

so überspannt und unsinnig, wie das populäre Urteil glaubt, ist dieser Auswanderungsplan selbst für die nächsten Beurteilung denn doch nicht gemeint. Was Hugonotten und Quäker geleistet haben, könnte ja immerhin jetzt auch nicht unmöglich sein. . . .

Der politische Zionismus, wie er heutzutage uns entgegentritt, hat vereinzelte Vorläufer schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts gehabt. Ein deutscher Jude, der aber seinen Namen nicht zu nennen wagte, schlug schon Mitte der vierziger Jahre die Erwerbung und Besiedelung Palästinas vor. Mehr als sein Buch beachtet wurde „Rom und Jerusalem“ von Moses Hess, der ja auch in den Anfängen des deutschen Sozialismus eine Rolle gespielt hat. Aber auch sein Buch war zur Wirkungslosigkeit verurteilt. Noch herrschte in den Köpfen auch der Juden der Gleichberechtigungsliberalismus, den schon Jahrzehntlang vorher sowohl Karl Marx wie Bismarck — jeder von einem andern Standpunkt — kritisiert hatten. Erst als der Nationalitätstaumel alle bürgerlichen Schichten ergriff, als er im Antisemitismus seine giftigste Frucht zeitigte, erst da konnte ein nationalpolitischer Aufruf an die Juden des Erfolges sicher sein. Dieser Zeitpunkt war in den achtziger Jahren gegeben. Damals begannen unter dem Einfluß des russischen Juden Dr. Pinsker auch in Deutschland weitere Kreise mit solchen Gedanken wie Auswanderung und Gründung eines Nationalreiches zu spielen. Als nun gar ein so höchst begabter Schriftsteller wie Dr. Theodor Herzl seine Feder und sein Organisations-talent diesen Bestrebungen lieh, da war die Bewegung zum Bewußtsein gebracht und wuchs von nun an in wirklich imponierendem Maße.

Schon hier muß bemerkt werden, daß der Zionismus nicht in erster Linie eine Bewegung der jüdischen Intellektuellen ist. Dazu mag er nach dem Erwachen des jüdischen Proletariats einmal abflauen. Für heute ist er noch durchgehend eine Bewegung des wirklichen jüdischen Volkes. Es ist hier auf einen viel verbreiteten Irrtum gerade der Westeuropäer aufmerksam zu machen. Die Judenfrage ist für manchen immer eine Frage der jüdischen Bankiers, Mäkler, Presseleute und so fort. Die Judenfrage, wie der Zionismus sie faßt, sieht anders aus. Es sind keine härteren Worte über die jüdischen Millionäre geschrieben worden als von dem jetzigen Führer der Zionisten, Max Nordau: „Es gibt ein Judentum. Es gibt aber auch einen Auswurf des Judentums. Auch dieser Auswurf ist jüdisch. Das ist unser Schmerz, wir können es indes nicht ändern.“ Das Geldjudentum ist nicht zionistisch. Der Zionismus stört — wie Nordau sagt — seine Kreise. Das Judentum, das dem Zionismus am Herzen liegt, ist die große Masse der armen Juden. Die Bankiers werden den Flug nicht anlassen, das wissen die Zionisten wohl. Sie hoffen auf die Laufende, die im Elend sitzen, — und von denen der Westeuropäer kaum eine Ahnung hat.

Ueber die Juden Rußlands ist in den letzten Jahren genug bekannt geworden. Ein Land wie Galizien hat nach den Angaben des ersten zionistischen Kongresses 772 000 Juden. Davon sind 70 Proz. buchstäblich Bettler und Verursarmer, die Almosen verlangen. Für die Menge und die Verhältnisse der Juden in Böhmen und Österreich gibt der ebenfalls auf dem genannten Kongreß erstattete Bericht eines Dr. Müllig an, daß von 400 000 Juden allein in Wien 25 000 wohnen. Von diesen 25 000 städtischen Juden werden 15 000 wegen Armut überhaupt nicht zur Kultus-(Kirchen-)Steuer herangezogen. Von den übrigen 10 000 Besteuerten sind 90 Prozent zu dem niedrigsten Steuersatz veranlagt.

Für diese Massen sucht die zionistische Bewegung einen neuen Platz auf der Erde. Die Zionisten traten Ende August 1897 zum ersten Male in Basel zusammen. Es waren 204 gewählte Vertreter anwesend. Wieviel die Menge betrug, die hinter ihnen stand, ist nicht zu sagen. Im Dezember 1901, als der Kongreß zum fünften Male zusammentrat, wurde die Zahl der wirklichen Wähler auf 180 000 angegeben. Der Jahresbeitrag „Scheel“ (lutherischer Uebersetzung nach Sichel) genannt, betrug 1 M. Es gab eine einzige deutsche zionistische Wochenschrift „Die Welt“. Zwei wirtschaftliche Unternehmungen wurden damals in Angriff genommen: die Gründung einer „Jüdischen Kolonialbank“, deren Aktienkapital zwei Millionen Pfund beträgt, und die Schaffung eines „Nationalfonds“ in der Höhe von 200 000 Pfund Sterling. Wenn die hier in Aussicht genommenen Summen vollständig beisammen sind, gedenkt die Leitung des Bundes dem Landwerb näher zu treten. Schon heute arbeitet indessen die jüdische Kolonialbank in Palästina zugunsten jüdischer Unternehmungen und bewegt sich als ein kräftiger Gärungsregler im dortigen Wirtschaftsleben.

Unabhängig vom offiziellen Zionismus haben auf eigene Faust vor bald dreißig Jahren einige hundert Zionisten in Palästina Kolonien zu gründen versucht. Sie gingen ohne Vorbereitung, zum Teil ohne Mittel, ohne alle Fachbildung und ohne bestimmten Plan daran. Ihr Unternehmen ist gescheitert. Nicht, wie immer wieder von den Zionisten betont wird, weil das Land ihnen keine Nahrungsquellen bot, sondern weil sie ohne hinreichende Hilfsmittel, zum großen Teil mit dem Gelde eines später wankelmütig gewordenen Wohlthäters wirtschafteten. Der offizielle Zionismus hat diese Kolonien von seinen Nachbarn geschüttelt. Nichtern betrachtet hat er damit wohl getan. Wie überhaupt das nachdrückliche Betonen des wirtschaftlichen Gesichtspunktes bei den heutigen Führern der Bewegung kein ungünstiges Zeichen ist.

Die Ansiedelung der Juden in Palästina wäre ein politisches Problem, ja ein politisches Problem nicht nur der Türkei. Von

Anfang an haben die Zionisten sich bemüht, mit der Diplomatie der europäischen Länder Fühlung zu bekommen. Mit welchem Erfolge, ist leicht zu erraten. Wenn man Zionisten fragt, wie sie sich die politischen Verhältnisse des wieder jüdisch gewordenen Palästina konkret vorstellen, so antworten sie folgendermaßen: Die Türkei hat ein wirtschaftliches Interesse an unserem Unternehmen. Augenblicklich wird Palästina bewohnt von 600 000 Einwohnern, von denen 450 000 bettelarme Beduinen sind. Der Zionismus hofft, dem Lande nach und nach ein paar Millionen Juden zuzuführen, die dort „einen blühenden Acker-, Wein- und Gartenbau, Groß- und Kleinindustrien mit entsprechendem Transithandel schaffen sollen“. Die Zionisten sind auch bereit (falls die Türkei es vorzieht, die künftigen Abgaben und Steuern sofort zu kapitalisieren), eine dementsprechende Summe sofort zu hinterlegen. Das ist plausibel. Und auch das augenblickliche Einwanderungsverbot für Juden wird kein Hindernis sein, denn das hat antirussisch-diplomatische Gründe und bezieht sich in Wirklichkeit nur auf russische Juden, deren Behandlung in der Türkei das Zarenreich fortwährend zum Anlaß diplomatischer Antriebe nimmt. Die Zionisten rechnen also mit einer türkischen Oberhoheit — aber die Großmächte sollen die jüdische Selbstverwaltung garantieren. Denn der Zionismus meint, auch die Großmächte hätten ein Interesse an dem Gelingen seines Planes. Rußland z. B. mit seinen 6 Millionen armer Juden, die in einige Gouvernements eingepfercht, sich trotz namenlosen Elends in erstaunlicher, ja unheimlicher Weise vermehren, muß immer (nach Meinung der Zionisten) ungeheuer froh sein, wenn es diese tägliche Quelle der Unruhe los wird. Dafür verlangt der Zionismus dann Garantie der jüdischen Selbstverwaltung. Für Oesterreich gilt dasselbe. In Deutschland, England und den Vereinigten Staaten liegen die Dinge anders. Aber hier hofft der Zionismus, daß „ein persönliches Interesse der entscheidenden Persönlichkeiten an einem Gedanken, den sie als schön und edel erkennen“ das mangelnde wirtschaftliche Interesse ersetzt. Alles dies sind zionistische Hoffnungen. Tatsächlich hat noch keine Großmacht einen Finger gerührt. „Die Regierungen“ — sagte Max Nordau in seiner Haager Konferenzrede 1907 — „um deren Wohlwollen zu werben ein wichtiger Punkt unseres Programms ist, haben uns keine nennenswerte Förderung angeheißt lassen. Um die Wahrheit zu sagen: sie haben sich bisher überhaupt kaum um uns gekümmert.“ Und ganz richtig erklärt er dieses Phänomen damit, daß Regierungen „sich vor allem mit konkreten materiellen Interessen zu beschäftigen haben, nicht mit rein theoretischen Geistesspielen.“ Der Zionismus sei eben bisher noch keine öffentliche Macht. Wenn er es erst werde, dann usw. usw. Danach scheint es also mit dem wirtschaftlichen Interesse, das ein Staat wie Rußland an der Abwanderung der Juden haben soll, doch nicht weit her zu sein? In der Tat. Wer die Dinge ein wenig unzionistisch, d. h. nüchterner sieht, weiß, daß das rechtslose jüdische Proletariat dem russischen Industriellen ein ganz besonders beliebtes Objekt der Ausbeutung ist und daß ebenso die „jüdischen Unruhen“ der Regierung gar nicht so unangenehm, sondern im Gegenteil ebenso beliebte Mittel sind, die Empörung des Volkes von den herrschenden Schichten auf Unschuldige abzulenkten.

Wenn wir die „Zionistischen Schriften“ Max Nordaus (Leipzig-Alin, Jüdischer Verlag) durchblättern, fällt uns auf, daß hier mit keinem Wort der Zukunft des organisierten jüdischen Proletariats gedacht wird. Nordau schildert oft in beweglichen Worten das Elend der jüdischen Massen in Osteuropa. Er weiß nicht, daß er das Elend aller Massen daselbst schildert. Die wirtschaftliche Not der großen Majorität der Juden ist die Not des gesamten Proletariats. Und er forscht doch nach, was der intelligente Teil dieses jüdischen Proletariats als zur Hebung seiner Lage notwendig erkennt. Nicht den Zionismus, sondern die wirtschaftliche Organisation. Ihr Judentum haben die Tausende von jüdisch Organisierten nicht aufgegeben. Wozu auch? Aber sie haben eine Methode der Selbsthilfe gewählt, die von Millionen ihrer christlichen und unchristlichen Klassen Genossen erprobt, die weder von einer Nationalbank in London noch von dem Wohlwollen des Zaren, des Sultans und anderer Persönlichkeiten abhängt, die ein Interesse haben „an dem, was schön und edel ist“. Wenn wirklich, wie die Zionisten stolz sagen, ihre Bewegung nicht eine der Intellektuellen, sondern des Volkes ist, dann ist doch die wirtschaftliche Entwicklung des jüdischen Proletariats ein Hauptproblem für sie. Von diesem Problem haben wir bei Nordau nichts gefunden. „Der Zionismus wird mit der Sicherheit und Kraft eines mechanisch wirkenden Naturgesetzes eine Gruppierung der Juden in Klassen herbeiführen.“ (!) Mit diesem Satz fange etwas an, wer will und kann.

Anstatt nach der heutigen wirtschaftlichen Struktur der großen Masse der Juden zu fragen, nach ihrer politischen Betätigung und der wahrscheinlichen Entwicklung dieses ihrer wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse, läßt sich Nordau in einem Vortrage über die Stellung des Sozialismus zum Zionismus aus. Selbstverständlich stimmt die Ethik des Sozialismus mit dem schönen Grundgedanken der Zionisten überein. Aber der Sozialismus ist bleibt nun einmal in erster Linie eine Methode der sozialen Forschung in sozialer Bewegung und des sozialen Kampfes. Als solche hat Max Nordau ihn aber nicht im geringsten begriffen.

Also würde sich der Zionismus schließlich doch als eine Bewegung der jüdischen Intellektuellen herausstellen? Mit dieser

Erkenntnis wäre sein Schicksal besiegelt. Wir persönlich glauben dies. Aber wir könnten uns auch täuschen — dann nämlich, wenn auch nach erfolgter wirtschaftlicher und politischer Emanzipierung der großen Masse der Juden der sogenannte Massengegenschichtbar stark bliebe. Wir halten dies für unwahrscheinlich — auch im Hinblick auf die gesellschaftliche Stellung der Juden in England. Aber beweisen kann das niemand. Sicher ist nur, daß in zweihundert Jahren die Auswanderung erheblich leichter vor sich gehen würde als heute. Sicher aber auch, daß dann, wenn die Blériots und Zeppeline um den Delberg klappern, die nationalreligiöse Romantik erheblich abgekühlt sein wird, die jetzt noch den Kern der zionistischen Bewegung bildet.

(Nachdruck verboten.)

## Bei den Lofotenfischern.

Von Bernhard Mann.

Der Tourist, der im Hochsommer zur Zeit der lichten Nächte die Küste des nördlichen Norwegens besucht, um das magische Land der Mitternachtssonne zu bewundern, vermag sich kaum eine Vorstellung von dem düsteren Wilde zu machen, das dieser fast immer in Nacht gehüllte Küstenstrich darbietet, wenn die winterlichen Stürme toben und haushohe Wogen Insel und Schären mit weißem Gischt umspielen. Nur wenige Reisende haben eine Ahnung von dem großen Schauspiel, das sich dort oben zur Zeit der großen Fischzüge entwickelt.

Der Dorschfang bei den Lofoten bildet den Haupterwerbszweig des nördlichen Norwegers. Der Fang findet in den ersten vier Monaten des Jahres statt. In einem guten Jahre werden etwa 30 Millionen Fische zu einem Werte von 12—15 Millionen Mark gefangen. Hierzu versammeln sich alljährlich etwa 50 000 Mann auf den Lofoten. Von diesen hat nur ein verschwindender Teil einen festen Wohnsitz auf den Inseln. Die meisten wohnen an der weitgestreckten Küste zwischen Drontheim und Tromsø, von wo aus sie nur in den genannten Monaten nach den Inseln hinausziehen.

Das ganze Jahr hindurch dreht sich alles Sinnen und Trachten des Fischers um die Lofotenfabrik. Gegen Weihnachten sind alle Gedanken und Hände in den Fischerhütten mit der Ausrüstung zur Reise beschäftigt. In der letzten Woche vor dem Feste ist an ein Zubettegehen nicht zu denken. Man nickt nur hin und wieder auf einer Bank oder einer anderen improvisierten Unterlage ein. Sobald das Weihnachtsfest vorbei ist, muß alles zur Abreise klar sein. In dem ersten guten Tage sagt man dem Strande Lebewohl. Die Frauen kehren in ihre ärmliche Häuslichkeit zurück, wo jetzt jeder männliche Schutz fehlt, und wo die monatelange Angst um die Daboziehenden ertragen werden muß, während die kleinen Fahrzeuge oft einem Schicksal entgegengehen, das die bangen Ahnungen der Dabeimbleibenden in Erfüllung bringt.

Allmählich versammeln sich bei den Lofoten etwa 10 000 Fischerboote, sogenannte Lofotensegler. Jedes Fahrzeug hat eine Besatzung von gewöhnlich fünf Mann und außerdem einen Bootsjungen, der zum ersten Male die Reise mitmacht. Wie es auch auf den Schiffen oft geschieht, werden mit dem Neuling allerlei Scherze getrieben. Man bindet ihm die unglaublichsten Sachen auf, erkunnt immer wieder neue Märchen von Gespenstern und Seeungeheuern, und läßt ihn vor einzelnen, besonders unheimlich wirkenden Klippen die Mühe ziehen oder mit dem Riemen Honneur machen. Die Reise nach den Lofoten dauert Tage und Wochen, je nach Wind und Wetter und dem Abstände von dem Heimatsort. Alle Lofotenfahrer müssen schließlich den gefährdeten Vestfjord passieren, diesen Meeressteil, der die etwa 30 Meilen lange Lofotenkette vom Festlande trennt. Etwa 8 bis 12 Meilen haben die Fischer über den Fjord, je nach der Lage ihrer Bär (Lager). Dieser Lager gibt es eine ganze Reihe. Die wichtigsten sind: Svobbar, Svraaven, Nabelvaag (Nabelbuch), Stovvaagen, Henningsbær, Stamjund, Valstad.

Die Inseln sind durchschnittlich steile zerriffene Felsen, gewöhnlich mit hohen, gezackten Bergspitzen hinter Schären und Klippen, die das Meer ständig umtobt. Die einzelnen Lager gehören einem oder mehreren Handelsleuten, die dort ihr Geschäft und festes Grundstück haben, wo sie Sommer und Winter leben. Diese Leute haben für die Fischer in den geschützten Tälern zwischen den Felsen buhndweise kleine Hütten erbaut. Die einzelne Hütte bietet gewöhnlich Platz für zwei Bootbesatzungen, zehn bis zwölf Mann. Großen Komfort weisen sie nicht auf. Daraus macht sich der Fischer auch nichts. Die Hauptsache für ihn ist, daß sich der Dorsch in großen Mengen zeigt.

Doch begleiten wir einmal eins der Fischerboote auf seiner gefährlichen Fahrt von seinem Heimatsort auf dem Festlande.

Schon vor Tagesgrauen ist alles klar gemacht. Bei hellem Tage sind wir glücklich aus dem gefährlichen Bereiche der Festlandschären heraus. So weit das Auge reicht, erblicken wir im Osten wie im Westen eine Menge Segler. Alle streben sie den steilen Bergen der Lofoten zu, die sich erst ganz klein und unklar aus dem Meere abzeichnen, aber immer größer werden und bestimmtere Formen annehmen. Die Arbeit beginnt. Denn je höher die Lofotenwand wächst, desto höher wachsen auch die Wogen, die uns entgegenarbeiten. Es geht bergauf, talab, immer tiefer und tiefer.

Unser Steuermann kennt aber diese Wogen, wie sie dastehen, schwer und ernst. Und er stößt die Sturzwellen sich schon in weitem

Abstand formen. Jetzt heißt es segeln, segeln, segeln, wenn sie auch in Lee und Lubart überspülen.

Da ertönt ein Laut, wie ein Klatsch, und weißschäumend spricht das Wasser mit gewaltiger Kraft, alles unter sich bededend, über das Boot dahin. Aus dem Schaum aber schießt das Fahrzeug schnell hervor und hebt sich auf die nächste Woge, während die Mannschaft sich bis zum Äußersten anstrengt, es wieder leer zu schöpfen.

Endlich sind die Schären dort draußen erreicht, und das Boot steuert der Wucht zu, an der seine Mannschaft seit Jahrzehnten ihre in der engen Bergkluft auf Pfeilern errichtete Wohnstätte hat. Sobald der Anker Grund faßt, holt der Steuermann die Reiseflasche aus der Kiste. Er begrüßt die Besatzung auf den Kofoten und läßt den Brantwein die Kunde machen. Jeder nimmt einen tüchtigen Schluck auf guten Fang. Dann geht man von Bord und sucht das Landquartier auf.

Wir folgen den Fischern und werfen einen flüchtigen Blick auf die Einrichtung der Wohnstätte, die sie mit der Besatzung eines zweiten Bootes aus ihrem Heimatsort teilen. Das gewöhnliche Mobiliar besteht für jede der beiden Mannschaften nur aus einer hölzernen Bank, einer Schlafpritsche mit Platz für sechs Mann — drei und drei liegen mit den Füßen gegeneinander — und einem Tisch, der über dem Fußende der Lagerstätte angebracht ist. Wegen dieses Tischarrangements bringen die Leute fast die ganze Zeit ihres Aufenthaltes im Innern im Bette zu. Selbst ihre Mahlzeiten nehmen sie im Bette ein. Unsere Fischer begeben sich frühzeitig zur Ruhe, denn sie müssen früh wieder auf den Beinen sein. Der alte Steuermann rüttelt die anderen rechtzeitig aus dem Schlaf. Dann zieht man sich schnell an, während der Kaffee auf dem Herde kocht. Das Waschen lohnt nicht der Mühe. Diese Arbeit wird im Laufe des Tages von der See besorgt. In aller Eile gießt man den schwarzen Kaffee hinunter und verzehrt dazu seinen Roggenzwiebad. Einen zweiten steckt man in die Tasche, und dann geht es in die Boote.

Im Hafen ist es bereits lebendig geworden. Man raffelt mit den Ketten, klappert mit den Riemen, schlägt mit Bootshaken nach rechts oder links in das dichte Gedränge von Booten. Jeder will als der erste hinaus. Das geht aber nicht so ohne weiteres; dafür sorgen die Polizeiboote, die am Eingang Wache halten, denn die Flagge ist noch nicht gehißt. Der Ordnung wegen ist es nämlich morgens nicht gestattet, vor einem bestimmten Glockenschlage hinauszurudern. Das Signal, das meldet, daß die Ausfahrt frei ist, wird von einem hohen Punkte durch eine Flagge gegeben. Endlich geht diese in die Höhe. Jetzt heißt es, so schnell wie möglich die Fanggeräte zu erreichen. Denn da diese sehr oft durcheinander geraten, ist der zuerst Ankommende stets im Vorteil. Mit Anspannung aller Kräfte muß oft meilenweit gerudert werden. Draußen auf den Fischbänken entwickelt sich ein buntes, reges Leben, manchmal bei ruhigem, klarem Himmel, oft aber auch bei Sturm und Unwetter. Je nach ihren Fangwerkzeugen: Schmur, Garn oder Reine, bewegen sich große und kleine Fahrzeuge bunt durcheinander.

Die Szenen, deren Augenzeuge man hier draußen zwischen den vielen Hunderten von Fischern sein kann, sind nicht immer friedlichster Art. Die Geräte verwickeln sich oft derartig ineinander, daß man sie, um sie auseinander zu bekommen, zerreißen oder zerschneiden muß. Jeder will sein Eigentum möglichst schonen. Dies kann aber oft nur auf Kosten des Nachbarn geschehen. So muß es der eine oft mit ansehen, daß seine Reine oder Garn mit Inhalt in einem anderen Boote verschwindet, und wird das Fangzeug später ausgeliefert, dann werden die Fische abgestritten. Daraus entstehen dann oft heftige Reibereien.

In einem günstigen Tage kann die Flotte, die am frühen Morgen das Lager verließ, schon am Abend mit Fischen voll beladen wieder den sicheren Hafen erreichen. Dann herrscht in den langen Bootreihen Frohsinn und Zufriedenheit. Die schweißgebadeten, von Seewasser triefenden Männer sitzen dann in freudiger Stimmung und verzehren mit größtem Appetit ihren einfachen, unbesetzten Roggenzwiebad, während ihre muntere, lebhaftere Unterhaltung sich um die Lieben daheim dreht.

Leider kommen aber oft Stunden der Enttäuschung und Verluste.

Es ist am frühen Morgen beim ersten Tagesgrauen. Das Wetter sieht drohend aus. Oben auf dem hochgelegenen Ausguck steht eine Schaar Fischer, die ihre Blicke prüfend über den Himmel gleiten lassen. Es ist zweifellos, daß es heute noch Sturm gibt. Inzwischen sind von einigen anderen Stationen schon Boote unterwegs, und wer nicht Gefahr laufen will, seine Geräte zu verlieren, muß folgen. Deshalb geht man hinaus. Draußen findet man auch richtig die Neke — aber in fürchterlichem Wirrwarr, bunt durcheinander getrieben. Das Aufziehen beginnt, aber die See geht hoch, der Sturm wütet, die Last der eingezogenen Leinen wird größer und der Anäuel immer bunter. Plötzlich erheben sich oben auf den Höhen gewaltige Schneewirbel, und kurz darauf rast ein orkanartiger Sturm über das Meer. Jetzt heißt es, sich in aller Eile von seinem Geräte trennen. Die nächsten Minuten bringen einen Verlust von vielen Tausenden. Man hat aber keine Zeit zum Klagen. Zuerst heißt es, das Leben zu retten. Schon bricht der Abend an. Eine dicke Schneemasse legt sich über das Meer. Man kann keine Bootslänge vor sich sehen.

Es gibt ein Segeln auf Leben und Tod, eine Fahrt, deren

grauenvollen Schreden niemand ahnt, der sie nicht durchgemacht hat. Außer den Kommandorufen des Steuermanns, außer den Hilferufen von einem angejegelten, sinkenden oder gekenterten Boote hört man nur das heulende, fürchterliche Loben des Sturmes. Die Zeit der wilden Unwetter ist da, dieser bösen Geister, die hinter den nackten Klippen lauern. Und während das undurchdringliche Dunkel die Schredensszenen des Meeres einhüllt, wird mancher eheliche, brave Fischer fern von den Seinen die Beute der entsetztesten Elemente.

## Kleines feuilleton.

### Anthropologisches.

Wimpern und Augenbrauen. Die Bildung von Augenbrauen stellt, wie Friedenthal in seinem großen Werke über das Dauerhaarleid des Menschen ausführlich, eine ganz besondere menschliche Art der Behaarung dar, die wir in gleicher Weise bei keiner anderen Säugetierart ausgebildet finden. „Die langen sichel-förmig gebogenen Wimpern, die fast haarlos scheinenden Augenlider teilt das Menschenauge mit dem Auge der anthropoiden Affen, aber durch die Kontrastwirkung dunkler Augenbrauenhaare gegen die anstoßenden nacktercheinenden Hautpartien wird bei hellhäutigen Menschen sowohl die Haararmut der wollhaartragenden Haut wie die Weite der inöckernen Augenhöhle und damit zwei Sonderbildungen des Menschen in das rechte Licht gerückt.

Wenn der physiologisch noch allzu wenig untersuchte Ausdruck des Menschenantlitzes in nicht geringem Grade vom Augenausdruck beherrscht wird, so haben die Bildung der Augenbrauen, ihre Richtung, Stärke und Farbe keinen geringen Einfluß auf die Art des Eindrucks, den wir bei der Betrachtung des Menschen erleiden. Wie hoch dieser Einfluß früher bewertet wurde, zeigt die in Italien im Mittelalter verbreitete Sitte, die Augenbrauenhaare auszureißen und durch künstlich gemalte Bögen oberhalb der natürlichen zu ersetzen. Durch diese Mode sollte die den Menschen, vor allem die Frauen auszeichnende Weite der Augenhöhlen künstlich verstärkt zur Wirkung gelangen. In anderen Fällen wurde durch Entfernung aller Augenbrauenhaare die Haararmut des Menschen in übertriebener Weise zur Darstellung gebracht. In Japan waren ganz ähnliche Sitten in früherer Zeit verbreitet. Ausreißen der Wimpern, Augenbrauen und aller Dauerhaare im Gesicht wurde bei verschiedenen Naturvölkern geübt.“

Die Augenbrauen pflegen zurzeit der Geschlechtsreife beim männlichen Geschlecht die vollkommenste Ausbildung zu erreichen. Sie haben dann den vollkommenen Kinderhaarcharakter, den sie bei den Frauen — selbst bei den haarreichen Rassen — meist auch während des ganzen Lebens beibehalten. Auch beim Manne bleibt der Kinderhaarcharakter der Augenbrauen im wesentlichen lange erhalten. Bei den haarreichen Rassen pflegen im 31. Lebensjahre bei einzelnen Männern die Augenbrauenhaare zuerst vereinzelt, später allgemein unter Aufgabe ihrer charakteristischen Sichelgestalt zu wachsen und sich in lange und starke borstenähnliche Fäden umzuwandeln, welche schließlich von einem starken Vorhaar nicht mehr zu unterscheiden sind. „Bei manchen Menschen wachsen schon zur Zeit der Pubertät einzelne Augenbrauenhaare zu Terminalhaare aus, weit häufiger beim männlichen als beim weiblichen Geschlecht. Der Volksmund bezeichnet diese Terminalhaare als „wilde Haare“, und man betrachtet sie als Schönheitsfehler. Das frühzeitige Auftreten solcher Haare pflegt der Vorbote der Ausbildung starker Augenbrauenbärte zu sein, welche ihrem Träger tatsächlich ein „wildes“ Aussehen verleihen und ihn bei geringer Augenhöhlenweite des Schminckes des freiblickenden Menschenauges berauben.“

Manche Menschen besitzen über den Augen eine zusammenhängende Haarleiste, die man gewöhnlich zusammenge wachsene Augenbrauen zu nennen pflegt. In solchen Fällen sind die langen Wollhärchen der Ueberaugenreihe durch Dauerhaar in der ganzen Ausdehnung ersetzt, während die mit der Spitze nach unten weisenden Rasenhaare, die mit den Ueberaugenhaaren ein Kreuz bilden, im Wollhaarstadium verbleiben. Sonst pflegen diese Rasenhaare normaler Weise auszufallen.

„So einleuchtend die Sichelgestalt des Wimperhaares seiner Schutzfunktion für das Auge angepaßt erscheint, so wenig offenkundig erscheint die Zweckmäßigkeit der gleichen Buchsform bei den Augenbrauenhaaren. Im allgemeinen ist bei den Haaren die Buchsform die gleiche. Bei beiden finden wir kantigen Querschnitt, eine Zuschärfung im Längsbilde von der Mitte nach beiden Enden, die Krümmung und den helleren Wurzelhaal, dazu annähernd gleiche Größe. Die Größe der Augenbrauen und Wimperhaare übertrifft die der Wollhärchen außerordentlich, überschreitet aber nur in seltenen Fällen 1 bis 2 Zentimeter in der Länge und  $\frac{2}{10}$  Millimeter in der größten Dicke. Die mittlere Zahl der Augenbrauenhaare des Menschen kann auf etwa 600, die der Wimperhaare auf 420 geschätzt werden. Das Gesamtgewicht der beiden Haararten kann zu  $\frac{2}{10}$  Gramm angenommen werden. Die Lebensdauer der Wimperhaare und der Augenbrauenhaare soll beim Kulturmenschen nach Messungen 112 Tage betragen. Immerhin haben wir wegen der gleichmäßigeren Zuneilhaltung der Länge Grund zu vermuten, daß ihre Lebensdauer eine viel gleichmäßigere sein wird als die der Kinderhaare der Kopfhaut, dessen veränderlichere Länge auch eine veränderlichere Wachstumszeit erfordert.“